

Bericht aus meiner Beratungsarbeit als Schlupfhuus-Mitarbeiterin & Migrantin

Einleitung

Ich komme aus der Türkei und lebe seit 15 Jahren in der Schweiz. Ich habe mich nicht nur beruflich, sondern auch persönlich mit dem Thema Migration auseinandergesetzt. Durch meine pubertierende Tochter bin ich mit einigen der oben genannten Themen konfrontiert. Auch diese Erfahrungen helfen mir in der Arbeit mit den MigrantInnen.

Im folgenden Text gehe ich vor allem auf die praktische Arbeit mit den Jugendlichen und ihren Eltern ein. Dabei beschränke ich mich auf die Beratungsarbeit bei ablösungs- und migrationsbedingten Problemen. Auch wenn meine Haltung zuerst einmal vom Verständnis für die Situation der Eltern geprägt ist, so möchte ich auf keinen Fall den Eindruck erwecken, dass ich das Verhalten von Eltern entschuldige, die ihren Kindern gegenüber Gewalt anwenden.

Im Folgenden erläutere ich zuerst, wie ich die jugendlichen MigrantInnen erlebe und wie ich mit ihnen arbeite. Danach komme ich zur Familienberatung, die in mehrere Schritte unterteilt ist: Kontaktaufnahme, Vertrauen aufbauen, Ressourcen suchen und Vermittlung.

Von zu Hause fortlaufen – ein leichter Schritt?

Von zu Hause wegzulaufen, das überhaupt zu wagen, ist ein Prozess, der manchmal Jahre dauert. Meistens warten die Jugendlichen, bis die Situation eskaliert und/oder sehr bedrohlich wird. Ausländische Jugendliche müssen sich zudem damit auseinandersetzen, dass sie mit diesem Schritt möglicherweise ihre Familie, Verwandtschaft, Teile ihrer Kultur usw. – und somit ein Stück Heimat – verlieren können.

Ich stelle fest, dass die Jugendlichen gerne wieder nach Hause zurückkehren, wenn sich die Bedingungen verändern lassen, d.h., wenn mit den Eltern Kompromisse erarbeitet werden können. So müssen sie in einer sonst schon schwierigen Lebensphase nicht noch zusätzlich mit dem Verlust der vertrauten Umgebung, von Gewohnheiten und der Muttersprache (wir haben immer wieder

Jugendliche, die minimale Deutsch- und/oder Schweizerdeutsch-Kenntnisse haben) fertig werden.

Eine Beziehung zu den Jugendlichen aufbauen

In der Beziehung zu mir sind die Jugendlichen am Anfang manchmal sehr vorsichtig, vor allem wenn sie aus der Türkei oder aus dem albanischen Kulturkreis kommen. Sie tasten sich oft zuerst vor, indem sie von mir wissen wollen, was ich zum Beispiel über die Jungfräulichkeit oder über das Eingehen von Freundschaften vor der Heirat denke. Da ich in den meisten Fällen eine liberalere Einstellung als ihre Eltern habe, fassen sie mit der Zeit Vertrauen und öffnen sich mir gegenüber immer mehr. Trotz ihrer Schwierigkeiten und der ablehnenden Haltung haben sie einiges von der eigenen Herkunftskultur mit ihren Werten und Normen übernommen. So bin ich zum Beispiel überzeugt, dass die jungen Migrantinnen auch ohne den Druck ihrer Eltern meist zurückhaltend mit dem Ausleben ihrer Sexualität wären. Sie haben Werte und Normen, die tief in ihnen stecken, und die sie sich selbst am liebsten nicht eingestehen wollen.

Ob die Jugendlichen positiv oder negativ über die Herkunftskultur ihrer Eltern reden, ändert sich in den Gesprächen je nach Thema oder Erlebnissen oft blitzartig. Sie haben immer wieder ambivalente Gefühle und Loyalitätskonflikte, wenn sie meinen, sich zwischen der schweizerischen und ihrer Herkunftskultur entscheiden zu müssen. Für ihre Identitätsfindung ist es wichtig, dass sie die Werte und Normen beider Kulturen integrieren können. Ausgehend von diesem Standpunkt versuche ich den Jugendlichen bewusst zu machen, dass ihre Herkunftskultur nicht als Ganzes negativ sein kann. Ich probiere, positive Erlebnisse und Werte in Erinnerung zu rufen. Wenn die Jugendlichen sich mit einigen Teilen ihrer Kultur bewusst identifizieren können, hilft ihnen das, eine innere Balance zu finden.

Folgende Fragen stehen bei meiner Arbeit mit den Jugendlichen im Mittelpunkt: Wieso und wo fühlen sich die Jugendlichen „zwischen zwei Welten“? Von wem übernehmen sie die (Vor-)Urteile gegenüber ihrer Herkunftskultur und der sogenannten hiesigen Kultur? Wie unterstütze ich sie bei der Identitätsentwicklung? Sind sie Opfer und ihre Eltern Täter? Wenn ja, aus welchem Grund? Wie können

sie sich entwickeln, um aus ihrer Opferrolle heraus zu kommen? Wie können wir als Fachleute sie in dieser Hinsicht unterstützen? Wie können sie sich einen Raum schaffen, wo sie sich mit dieser Realität auseinandersetzen können, ohne hin und her gerissen zu werden? Was kann ich dazu beitragen? Um all diese Fragen zu bearbeiten und zu beantworten, muss ein Prozess stattfinden. Dieser nimmt viel Zeit in Anspruch. Mein Beitrag dazu ist, dass ich mit den Jugendlichen während der Zeit, die sie im Schlupfhuus verbringen, in diesen Prozess einsteige.

Kontaktaufnahme mit den Eltern

Mit der ersten Kontaktaufnahme mit den Eltern – meistens in Form eines Telefongespräches – wird die Richtung angezeigt, wie die zukünftige Zusammenarbeit verlaufen wird.

Beim Aufnahmegespräch mit den Jugendlichen kläre ich ab, wie die Eltern wohl reagieren, wenn wir ihnen mitteilen, dass ihr Kind im Schlupfhuus ist. Die Aussage der meisten ausländischen Jugendlichen, vor allem wenn ihre Eltern aus einem der Balkanländer oder der Türkei kommen, ist: „Mein Vater bringt mich um! Mein Vater wird mich holen kommen. Ich habe Angst, dass es noch schlimmer wird, wenn ich nach Hause zurückgehen muss! Müssen wir sie wirklich informieren...?“ Für mich ist es wichtig, von den Jugendlichen ihre persönliche Einschätzung zu hören, die ich mit meiner eigenen Bewertung ergänze. Anhand meiner langjährigen Erfahrung kann ich sagen, dass die Reaktionen der Eltern in den allermeisten Fällen nicht so massiv sind, wie es sich die Jugendlichen vorstellen. Ich habe oft erlebt, dass beide Seiten am Telefon geweint und sich gegenseitig Versprechungen gegeben haben.

Wenn die Eltern merken oder erfahren, dass ich ebenfalls Migrantin bin, ist eine Bereitschaft zur Zusammenarbeit meistens bereits beim ersten Kontakt spürbar. Gegenüber meinen schweizerischen KollegInnen habe ich oft den Vorteil, dass ich als Migrantin von den Eltern besser akzeptiert werde, auch wenn meine Denk- und Lebensweise anders ist als ihre. Wir sind ja beide Fremde in der Fremde. Kritik oder Bedenken bezüglich ihres Erziehungsstils können sie oft gut annehmen. Hingegen stellen sie manchmal zu hohe Erwartungen an mich, weil ich nicht nur

Migrantin, sondern auch Fachfrau bin.

Ab und zu wollen sie, dass ich ihre Kinder überzeuge, wieder nach Hause zurück zu gehen. Sie verstehen nicht, wieso ihre Kinder überhaupt Probleme haben, denn sie sind ja in die Schweiz gekommen, um ihnen hier eine bessere Existenz zu bieten. Was möchten sie denn noch mehr? Die Eltern opfern sich für die Zukunft der Kinder auf und verzichten auf die Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse. Sie erwarten von ihren Kindern, dass sie das verstehen und dafür dankbar sind.

Meistens sind die Eltern jedoch mit der ganzen Situation genauso überfordert wie ihre Kinder und wissen nicht mehr, was sie machen sollen. Ich habe mit vielen Eltern gearbeitet, die grundsätzlich das Beste für ihre Kinder wollten und trotzdem versagt haben. „Alles ist mir misslungen, obwohl ich immer versucht habe, eine gute Mutter für meine Tochter zu sein“, meinte eine hilflose Mutter. Bei MigrantInnen ist das Gefühl des eigenen Ungenügens besonders stark, wenn sie über wenig Schulbildung verfügen. Überforderte Eltern, die dies selbst realisieren, sind meistens leicht für eine Zusammenarbeit zu gewinnen.

Je nach Verlauf des ersten Telefongesprächs und der Bereitschaft der Eltern laden wir sie so bald wie möglich, manchmal noch am selben Tag, zu einem gemeinsamen Gespräch ins Schlupfhuus ein. Wir empfangen und behandeln MigrantInnen nicht anders als Schweizer Eltern, ungeachtet ihrer Herkunft, Sprachkenntnisse, Kleidung usw. Aufgrund bereits früher gemachter Erfahrungen haben MigrantInnen schnell das Gefühl, als Sonderfall in der Aufnahmegesellschaft behandelt zu werden und reagieren sehr sensibel auf solche Zeichen. Dieses Angst möchte ich ihnen, wenn immer möglich, nehmen. So ist es zum Beispiel kontraproduktiv, sie immer wieder daran zu erinnern, dass sie hier in der Schweiz leben und sich deshalb nach den schweizerischen Regeln, Werten und Normen zu richten haben. Dies löst bei den Eltern sofort eine Abwehrhaltung aus, aus der heraus sie sich oft auf ein einseitiges Lösungsmuster fixieren: Die Rückkehr ins Heimatland als Lösung aller Probleme. Wenn die Eltern an ihren Illusionen festhalten, dass alles anders geworden wäre, wenn sie – oder zumindest die Kinder – im Herkunftsland geblieben wären, erschwert dies die Zusammenarbeit. Da die Jugendlichen auf keinen Fall ins Herkunftsland

zurückkehren wollen, versuche ich die Eltern dafür zu gewinnen, gemeinsam nach alternativen Lösungen in der Schweiz zu suchen. Mit echtem Interesse ihre Ideen und Vorstellungen zu erfragen, heisst, die Eltern ernst zu nehmen. Gelingt es uns, mit den Eltern eine Vertrauensbasis aufzubauen, werden sie sich nicht gegen uns stellen.

Wenn das Gespräch gut verläuft und die Eltern sich kooperativ zeigen, gehen die Jugendlichen oft freiwillig wieder nach Hause zurück. In unsicheren Situationen wird mit den Jugendlichen und ihren Eltern eine schriftliche Abmachung getroffen, welche Regeln zu Hause eingehalten werden sollen. Dazu braucht es häufig noch ein zweites Familiengespräch. Um die Abmachungen nach einer gewissen Zeit überprüfen zu können, wird mit den Jugendlichen auf freiwilliger Basis eine Nachbetreuung in Form eines oder mehrerer ambulanter Gespräche abgemacht. Sie können sich auch jederzeit wieder im Schlupfhuus melden, falls die Abmachungen nicht eingehalten werden und allenfalls eine Wiederaufnahme nötig wird.

Vertrauen aufbauen und Ressourcen sichtbar machen

Wichtig ist, den Schwierigkeiten zu Hause auf den Grund zu gehen. Wie werden die Probleme von beiden Parteien dargestellt? Es geht dabei nicht darum, wer Recht hat und wer nicht, auch nicht, wer Opfer und wer Täter ist. Meine Aufgabe besteht nicht darin, ein Urteil zu fällen. Im Zentrum steht, herauszufinden, welche Bedürfnisse die einzelnen Familienmitglieder haben. In dieser Phase leisten die Eltern und Jugendlichen Bewusstseinsarbeit und setzen sich mit sich selbst auseinander. Der migrationspezifische Aspekt meiner Arbeit besteht hier darin, dass ich das Thema Migration, die dadurch entstandenen Probleme und Schwierigkeiten nicht ignoriere, sondern im Gegenteil bewusst thematisiere. Die Eltern trauen sich häufig nicht, Fachleuten gegenüber ihre Sichtweise zu vertreten. Es ist ihnen bewusst, dass sie hier als MigrantInnen unterprivilegiert sind, ihre Hintergründe, Werte, Normen und Überlegungen kein Gewicht haben und nicht ernst genommen werden. Bei den Jugendlichen ist die häufigste Reaktion auf ihre Unterprivilegiertheit, sich übermässig an die hiesige Kultur anzupassen, indem sie ihre Herkunftskultur ignorieren oder verdrängen.

Ein kleiner Hinweis auf Kenntnisse meinerseits über das Herkunftsland und das Zeigen von Interesse an ihrer Kultur, Tradition, Ortschaft etc. hilft, schneller eine Vertrauensbasis aufzubauen.

Nicht nur bei der Beratung der Jugendlichen, sondern genauso bei der Elternarbeit ist es mir wichtig, dass ich ressourcenorientiert arbeite. Meine Aufgabe besteht darin, dass ich Fähigkeiten von Jugendlichen und Eltern erkenne und sie darin unterstütze, ihre Lebenserfahrung zu nutzen. Konkret heisst dies, dass ich den Eltern zuhöre, wie sie die Situation zu Hause erleben und was für Anliegen sie an mich, beziehungsweise an das Schlupfhuus, haben. Ich informiere mich über ihre Lebensumstände, sowohl in ihrem Herkunftsland als auch in der Schweiz. Ich frage genau nach, damit ich mir ein detailliertes Bild machen kann. Ich stelle mich nicht gegen ihre kulturellen Werte und Normen, da dies nur dazu führen würde, dass sie Widerstand gegen den Schlupfhuus-Aufenthalt ihres Kindes leisten und damit der Konflikt zwischen Eltern und Jugendlichen weiter verschärft würde.

Eine kurdische Mutter, deren Tochter ich bereits mehrmals am Telefon beraten hatte, sagte zu mir, ich wisse in der Erziehung sicher viel besser Bescheid als sie, weil ich studiert habe. Im Verlauf des Gesprächs erzählte sie mir, wie sie einer Verwandten in einer Lebenskrise weitergeholfen hatte. Sie bot ihr ihre Unterstützung an, damit sie ihr Leben und ihr Schicksal wieder selbst in die Hand nehmen konnte. Am Ende ihrer Erzählung konnte ich dieser Mutter bewusst machen, dass sie die Fähigkeit hat, andere Menschen zu beraten. Dies ist nur ein Beispiel unter vielen, welches zeigt, dass es oft nur ein bisschen Unterstützung von einer aussenstehenden Person braucht, um eigene Ressourcen bewusst zu machen. Wenn es sich dabei um eine Fachperson handelt, bekommt diese Unterstützung meist noch mehr Gewicht.

Vermittlung zwischen Jugendlichen und Eltern

Nachdem ich die Eltern und Jugendlichen kennen gelernt und erfahren habe, was sie brauchen und wo ihre Interessen und auch ihre Fähigkeiten liegen, versuche ich, zwischen den beiden Parteien zu vermitteln. Dabei ist es mir wichtig, dass die Eltern und auch die Jugendlichen probieren, sich in die andere Seite einzufühlen.

Dadurch wächst das gegenseitige Verständnis. Ich höre oft von den Jugendlichen, dass sie wenig über das Leben und die Vergangenheit ihrer Eltern im Herkunftsland wissen. Die Eltern wissen auch wenig über ihre Kinder, ob sie z. B. wirklich drogengefährdet sind oder nicht. Oft habe ich erlebt, dass die grosse Angst vor Drogen nichts mit den eigenen Kindern zu tun hat, sondern durch ihre Unsicherheit als MigrantInnen und ihre Abwehrhaltung der Schweiz gegenüber hervorgerufen wird. Je besser sich Eltern und Kinder beidseitig kennen lernen (Vergangenheit, Erfahrungen, Ängste, Bedenken, Bedürfnisse etc.), umso mehr wächst das gegenseitige Verständnis und Vertrauen.

Die Vermittlungsarbeit ist nicht nur bei den Jugendlichen, die nach Hause zurück gehen, wichtig, sondern auch bei denjenigen, die fremdplatziert werden. Heimplatzierungen sind für mich Notlösungen, denn Geborgenheit und Liebe suchen die Jugendlichen nach wie vor in der Familie, auch wenn sie aus ganz schwierigen Verhältnissen kommen. Beweis dafür sind die Jugendlichen, die nach einer Platzierung später wieder nach Hause zurück gehen. Manchmal ist die erste Reaktion der Eltern auf eine mögliche Heimplatzierung, kein Interesse mehr an ihren Kindern zu zeigen. Sie sagen, dass ihre Kinder für sie gestorben sind und dass sie aus der Familie ausgestossen werden. Ich habe immer wieder erlebt, dass die Jugendlichen sehr betroffen auf den Kontaktabbruch reagieren. Sie haben ja vor allem mit dem Vater oder mit der Mutter Probleme. Die Vorstellung, dass sie durch ihr Weggehen auch alle anderen Familienmitglieder, ja manchmal die ganze Verwandtschaft, verlieren, ist für sie sehr schmerzhaft. Im Interesse der Jugendlichen suche ich immer wieder das Gespräch mit den Eltern und versuche, sie für die Platzierung zu gewinnen.

Zwischen den Jugendlichen und ihren Eltern eine Brücke zu schlagen, ist ein Prozess, der viel Sensibilität, Engagement und Zeit braucht. Als Kriseninterventionsstelle können wir beim Zusammentragen der ersten Bausteine unterstützend mitarbeiten. Um die Brücke fertig bauen zu können, braucht es die Unterstützung und Vermittlung anderer sozialer Institutionen, die diesen Prozess weiter tragen und begleiten.

Sevgi Güler